Umfang zwölf Seiten — Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG — BERLIN DEZEMBER 1912 — NUMMER 140/141

Inhalt: **H. W.:** Vorschmack: Ein Brevier des Geschmacks / Der Geschmack in anderen Dingen / Antwort / **Lothar von Kunowski:** Kunst rühmt den Tod der Natur / **E. Epstein:** Einige Gedanken über Bildentstehung / **Günther Mürr:** Marienlied / **Hermann Wagner:** Die rote Flamme / **Jacques Rivière:** Die Polovetzer Tänze / **Svend Borberg:** Barokko: Jensen made in Germany / **Joseph Adler:** Guten Morgen, Pioniere / **Franz Marc:** Der Stier / Originalholzschnitt / **F. Rosenkranz:** Die Straße / Originalholzschnitt / **H. Campendonk:** Originalholzschnitt / **Artur Segal:** Vom Strande / Originalholzschnitt

Franz Marc: Der Stier / Originalholzschnitt

Vorschmack

Ein Brevier des Geschmacks

Die Literatur dringt in immer weitere Kreise. Zu Weihnachten ist das Bedürfnis nach guten Büchern im deutschen Volk vorhanden. Sie sollen nicht viel kosten. Die Konfektion trägt diesem Verlangen Rechnung. Ist sie höher als fünf Mark, erhält man in einem Spezialhaus für feine Herrenausstattungen feine und feinausgestattete Literatur umsonst. Die Krawatte. Ein Brevier des Geschmacks. „. . . Wir haben alles, was man von der Krawatte weiß, Historisches, Aesthetisches, Ethisches, Praktisches, Alltägliches und Witziges gesammelt und zusammengestellt und hervorragende Schriftsteller, die weiß Gott sich sonst mit ernsteren Dingen beschäftigen, halfen uns bei diesem nicht leichten Unternehmen. Leute, die auch für das Oberflächliche ein tiefes Verständnis haben . . .“ Die Herausgeber, die sich sonst mit ernsteren Dingen beschäftigen und nur ausnahmsweise Krawattengeschäften helfen, heißen: Edmund Edel, W. Fred, Hans Heinz Ewers, Roda Roda. Diese ernsteren Schriftsteller haben sonst für das Tiefe ein oberflächliches Verständnis. Man wird sich also nicht zu sehr wundern, daß sie ausnahmsweise für das Oberflächliche ein tiefes Verständnis haben. Man wundert sich höchstens, daß Herr Ewers das einen seines Vornamens Hans abgelegt, und dafür achtundsechzig Krawatten dem staunenden Publikum angebunden hat. Herr Doktor Ewers hat es schwer auf dieser Erde. Entweder speit ihn das deutsche Volk an, wie er in einer Reklameschrift seines Verlags bekennt, oder das deutsche Volk belästigt ihn mit der Bitte um Autogramme. Das deutsche Volk schreibt meistens an ihn: „Verehrter Meister“. Man erzählt ihm, daß man schon Autogramme von Herzog besitze (gemeint ist nicht der Unterschriftsteller, der in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift durch Fettdruck hervorgehoben wurde, sondern der große Rudolf). Ja sogar von Frenssen, Eulenburg und Otto Ernst besitzt man. Manchmal schickt das deutsche Volk dem Autor auch seine Bücher zurück, weil es „nachträglich noch etwa Geistreiches hineingeschrieben haben will“. Dieses Verlangen des deutschen Volkes kann man bei Werken des Herrn Ewers begreifen. Wie aber soll die Literatur mit der Krawatte verknotet werden. Man muß die dämonische Phantasie des Doktors Ewers besitzen. Er erfindet kraft seiner Gaben eine Dame, die Krawatten von sehr berühmten Dichtern gegen Gaben an arme Leute sammelt. Und da Herr Doktor Ewers nun einmal dämonisch ist, versteht es sich von selbst, daß eine „Dame von Adel“ darauf hereinfällt, ihn um einen Dichterschlips zu bitten! Herr Doktor Ewers ladet die adlige Dame zu sich, denn sie wollte einen für seine Individualität charakteristischen Schlips haben: „Aber ich fand nicht; unter meinen achtundsechzig Krawatten vermochte ich nach einstündigem Suchen durchaus nicht die zu finden, die für meine Individualität am charakteristischesten war.“ Die Krawatten reichten zwar aus, aber die Individualität war nicht vorhanden. So konnte Herr Doktor Ewers natürlich lange suchen. Die adlige Dame kam also: „Ich schicke meinen Sekretär, sie zu holen.“ Nämlich die Schlipse. Die Dame besaß Schlipse von Goethe, E. Th. A. Hoffmann, Verlaine, Oskar Wilde und Tolstoi; es fehlte ihr eigentlich also nur Doktor Ewers. Der ersucht sie, seine Individualität unter den Schlipsen zu finden. Mit „Kennerblick“ zog sie einen mauvefarbenen Binder heraus und stellte fest, daß Herr Doktor Ewers „Erotiker“ ist. Aber auch diese Feststellung seiner Individualität gelang ihr etwa nicht durch den mauvefarbenen Binder, sondern durch ein schwarzes Haar, das daran hing. Man ist enttäuscht. Herr Doktor Ewers, der sich nun schon jahrelang mit feiner Herrenkleidung der Firma Hermann Hoffmann befaßt, säubert nicht einmal seine Krawatten, bevor er sie, nach der Vorschrift des Herrn Dichters Edmund Edel weglegt. Man ist enttäuscht. Und man sieht wieder, daß es leichter ist, in Büchern, als mit Krawatten aufzuschneiden. Der Erwerb von Krawatten wird den deutschen Dichern auch sehr schwer gemacht. Herr Doktor Ewers zum Beispiel muß deshalb Vorträge halten und miserable Zeitungsartikel schreiben. So bekennt er in dem Vorwort seines Buches Indien und ich: „Ich halte es zwar für eine Infamie, daß ein schaffender Künstler gezwungen ist, um das Leben, das für seine Kunst das einzig mögliche ist, führen zu können, sich öffentlich zur Schau zu stellen. Ich bin auch der Meinung, daß es eine Gemeinheit ist, wenn ein Dichter jahraus jahrein Zeitungsartikel schreiben muß, in denen er naturgemäß von aller Kunst sich möglichst fern halten soll.“ Naturgemäß gelingt es dem Dichter Ewers auch, von aller Kunst sich möglichst weit fern zu halten. Es überrascht geradezu, wie gut es ihm glückt. Da er weder Kosten noch Krawatten scheut, um „das Leben zu führen, aus dem seine Kunst Wurzel schlägt“. Er macht nämlich dazu Reisen und muß „die Lande sehen“. Er sieht die Lande, aber seine Kunst schlägt keine Wurzel. Der Knotenpunkt bleibt die Krawatte. „Und mit dieser Kunst mache ich kein Geschäft. Ich verschenke sie.“ Das ist keine Phrase. Bei Einkäufen über fünf Mark. „Das deutsche Volk beachtet uns nicht? Aber gewiß beachtet es uns. Jeder Redakteur tut für uns, was er nur kann. Man schreibt über uns, man erwähnt uns überall. Und aus dem Publikum kommen sehnsüchtige Briefe, man quält uns um Autogramme, beruft uns in alle Wohltätigkeitskomitees. Man übersetzt uns auch, macht uns berühmt in zwei Dutzend Sprachen. Wenn wir sterben, widmet man uns lange Nachrufe, stiftet einem oder dem andern gar ein steinernes Bild. (Mir freilich gewiß nicht, in bin in Düsseldorf geboren!)“ Schiller zum Beispiel war vorsichtiger in der Wahl seines Geburtsortes, als Heine und Ewers. Aber dafür wurden die älteren Herren nicht in Wohltätigkeitskomitees berufen. Des weiteren beschwert sich Herr Ewers darüber, „daß das deutsche Volk nur Geld für Unterhaltungslektüre ausgebe.“ aber nicht einmal dafür scheint dem deutschen Volk nach eigener Angabe der Dichter Ewers gut genug: „Unsere Bücher — borgt man sich aus oder bekommt man als Freiexemplare.“ Bei Einkäufen über fünf Mark. Bitter bemerkt der Dichter: „Ich werde mir freilich den Luxus nie gestatten können, ein eigen Heim zu haben und eine Familie zu gründen. Aber ich darf mir dafür erlauben, Träume zu träumen, die kein anderer vor mir je zu träumen wagte . . .“ Man hat es gewagt. Und die Vorträumer brauchten nicht einmal Reisen zu machen. Sie hatten das Dichten billiger. „Was mir Indien ist — steht freilich nicht auf diesen Seiten . . . Und trotzdem — auch ihr möget diese Blätter lesen, ihr paar Menschen, die ihr mich liebt und die ich nicht kenne, denn seht: niemand kann aus seiner Haut heraus.“ Nicht einmal, wenn ihm der Bauch aufgeschnitten wird. Der Krawattenträumer bedichtet, natürlich im Zeitgeist, seine Blinddarmoperation. Auf dem Krankenbett scheint das Schreiben schlechter Literatur schwierig zu sein. Da muß man sie lesen und empfehlen. Bei Einkäufen über fünf Mark. Herr Doktor Ewers empfiehlt als geeignete Krankenlektüre Bücher von Gaulke und Poritzky, die hinwiederum ihn dem deutschen Volk empfehlen. Wenn er Gaulke liest, „bleibt ein wildes grandioses Lachen übrig.“ „Ich muß sagen, dieses Lachen tat mir gut. Ich glaube mein Loch im Bauch wurde etwas enger davon.“ So wirkt Gaulke. So träumt man sich in das Leben zurücke. Die Phantasie wird wieder bei Edm. Wünsch selbstbinderisch beflügelt und bei Hermann Hoffmann bekleidet. Und wenn auch das Leben des Herrn Ewers keine Träume hat, so bleibt doch ein Traum seine achtundsechzig Krawatten. Zu beziehen bei Edm. Wünsch. Hoffmanns Erzählung hat dem Doktor Ewers schon einer vorgeträumt. Als wohlfeiler Rest bleibt Hoffmanns Wünsch.

Der Geschmack in anderen Dingen

Der Zwiebelfisch nennt sich „eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Bücher und anderen Dingen“. Sie ist sehr geschmackvoll gedruckt und gibt zweifellos den schlechten Magen der Drucker und Verleger gute Anregungen. Ueber den Geschmack der kleinen Zeitschrift in diesen Dingen läßt sich nicht streiten. Dem Zwiebelfisch muß aber das Recht bestritten werden, Zwiebelfische in die Malerei und Literatur zu setzen. Die Ausführungen über den blauen Reiter sind so naiv, so kunstfremd, daß man sie am besten in dem „Briefkasten“ der Redaktion stecken läßt. Das Lob dieser Zeitschrift im Zwiebelfisch wird entschieden abgelehnt. Der Sturm duldet nicht in der gleichen Begeisterung für Blätter angekämmelt zu werden, die ein panischer Schreck zu einer Aktion veranlaßt. Blätter, die sich gegen den Sturm wehren! Aber der Zwiebelfisch treibt auch eigene Literatur. Dort sieht er Bilder, die der blaue Reiter sicher durchstoßen würde: „Der junge Sorgel hat den Vogel abgeschossen, sowohl mit seinem freien weiten Horizont, als auch mit der klugen und diskreten Darstellung. Es . . . bringt eine Fülle neuer Gesichtspunkte . . .“ Der Horizont des Zwiebelfisches ist für die Kunst offenbar mit dem Vogel verstellt, den die Darstellung abgeschossen hat. Man bleibe beim Geschmack.

Antwort

Zu der Erklärung des Wilmersdorfer Blattes Die Aktion schreibt Herr Franz Blei dem Herausgeber dieser Zeitschrift, er hätte nicht gewußt, daß Herr Kurt Hiller Herrn Ehrenstein traktiert habe, wie dieser ihn.

Dies fasse ich so auf, daß nun nur dreizehn „Unterschriftsteller“ übrig bleiben.

H. W.

Kunst sühnt den Tod der Natur

Von Lothar von Kunowski

Als Bonifacius die heilige Eiche der Deutschen fällte, hätte ihn das Volk mit Recht für einen Mörder gehalten, wenn er den Dom der Wälder nicht verwandelt hätte in ein Gebilde, in dem die Kraft der Eiche, Buche und Linde sich doppelt ausdrucksvoll und obendrein verbunden mit den Mächten des Steins offenbaren konnte. Nur der Erbauer des Tempels eines Gottes der Liebe, eines Gottes der Kultur durfte es wagen, die Axt an das Heiligtum der Naturgötter zu legen. Wenn die Einführung des Christentums einen grausamen Eingriff in das

natürliche Leben des Landes bedeutete, wenn von jenem Tage an der Pflug weitere Kreise zog als bisher und die Fruchtbarkeit der Wälder und Auen erst durch die Hand des Menschen ihrer Bestimmung zugeführt wurde, so fordert das beleidigte Auge eine Rechtfertigung, die nur die bildende Kunst zu geben vermag, die Kunst einer Hand, die mit dem Nutzen die Schönheit nicht vermindert, sondern vermehrt.

Solange das Holz im Baum, der Stein im Berg, das Eisen in der Tiefe ruht, schrieben die Völker ihnen eine Seele zu und die zartesten Erlebnisse ihres Gemütes, ja ihre Religion ergab sich aus dem Verkehr mit Geistern des Wassers, der Erde, der Luft und des Feuers, mit Dryaden, Quellnymphen, Dämonen der schätzereichen Unterwelt. Wer daher diese Seelen vernichtet, würde das Reich des Geistigen vermindern, wenn er sich nicht mächtig fühlte, dem seiner Form beraubten Rohstoff neues Leben abzugewinnen. Indem unsere Städte die gesamte Umgebung in ihre Mahlmühle nehmen, laden sie die Verpflichtung auf sich, Holz, Marmor, Granit, das Leder der Tiere, die Fasern der Pflanzen derart wieder aus dem Vernichtungsstrudel hervorgehen zu lassen, daß die Kräfte, die Gebirge, Eichen, Platanen, Quellen und Erzadern in Schönheit gestalten, doppelt schön und als Seele unserer Gebrauchsgegenstände wieder auftauchen. Es ist der Weltgeist, mit dem sich jeder Handwerker zu schaffen macht, der Baumeister, Schmied, Weber, Erzgießer, Schneider und Schuster, jeder Schlag des Hammers entscheidet, ob wir eine Seele verlieren oder gewinnen werden. Wahrhaft kultivierte Völker haben keine Scherbe, keine Papierfetzen, keine Schwertklinge hinterlassen, die nicht Zeugen sind von der Ausbreitung menschlichen Geistes in das Reich der Materie. Die goldene Krone, der Diamant und die silberne Schale, der Streitwagen von Erz verkünden die Macht von Königen der Urzeit, weil ihre Schönheit den Berggeist so deutlich ausspricht, daß wir ihn vor dem König knieen sehen, aus dem Purpurmantel redet der Glanz und die Ueppigkeit der Felder und des beherrschten Meergetiers, aus dem Federschmuck die Herrschaft über das Reich der Lüfte. In solchen Völkern war der geringste Arbeiter ein Genie, denn täglich blickte er dem Weltgeist ins Auge, und wenn er selbst nicht Erfinder seines Werkes war, so half er doch einem schöpferischen Geist die Erhabenheit des Gebirges in die Majestät der Pyramide zu verwandeln, die halb im Wüstensand ein Markstein blieb, wie weit befruchtende Kultur vordringen kann durch Könige, die ihr Volk gewöhnen mit Aeonen zu rechnen.

Man muß beginnen, das barbarische Prinzip des Ausnützens zu bekämpfen, dem der Deutsche sich ergeben hat. Es kommt nicht darauf an zu besitzen, sondern durch den Besitz Leben zu empfangen. Es ist besser nackt zu gehen oder sich in Fell zu kleiden, als in widerliche Tracht, die menschliche Schönheit vernichtet. Es ist besser, an Ort und Stelle zu bleiben, als sich von einer ungeheuerlichen, widerwärtigen Maschine pfeilgeschwind über den Erdboden schleppen zu lassen. Es ist besser, sich totschießen zu lassen, als mit scheußlicher Röhre anderen Menschen Bleikugeln durch den Leib zu jagen. Krieg mit rohen Waffen ist Bestialität. Der Soldat soll seinem Gewehr ansehen und es von seiner Form ablesen, welche Naturgewalt in seine Hände gegeben ist, sein Gewehr und Schwert soll ihm sein Heiligtum sein, er soll das Ideale eines Krieges für seinen Gott nicht nur durch Worte begreifen, sondern ausgedrückt finden durch ideale Form der Instrumente des Kampfes. Wessen Kanone dem donnernden Gotte gerechter Vernichtung gleicht und durch ihr Aussehen die Furchtbarkeit ihrer Wirkung im voraus verkündet, wird niemals in ungerechtem Streit den Funken entglimmen lassen, der tötet. Es wird etwas von der Ehre des Krieges an seinen Waffen haften. Niemand wird ihm Waffen nehmen können, die er liebt, als wären sie lebendige Wesen, als wären sie Natur selbst, deren heroische Kraft erzengelgleich dem Gerechten zur Seite steht. Wer einen Trupp Soldaten sieht, soll mit dem ersten Blick aus der kunstvollen Gestaltung aller Gerätschaften und der Kleidung, an Helm und Schwert die Summe der Kraft erkennen, die in diesem Trupp geborgen ist und jederzeit sich zu entladen vermag. Vor so gestalteten Kriegern erhebt sich keine Revolution, ihnen wagt niemand den Krieg zu erklären, weil die Kunst ihm sein Schicksal im voraus verkündet. Es geht nicht an, den Frieden zu erschwatzen, wollt ihr Frieden haben, so offenbart eure Kraft durch Kunst.

Man wendet ein, daß die Geschwindigkeit der Fahrt leiden würde, wenn wir Lokomotiven und Wagen verzierten, daß die Kleidung uns an der Arbeit hindern würde, wenn sie über den praktischen Nutzen hinaus der Schönheit Rechnung trüge, daß unsere Gewehre, Kanonen und Kriegsschiffe um so vollkommener seien, je größer die Entfernung ist, in der sie töten, man weist darauf hin, daß Sparsamkeit jeden Schmuck verbiete, wo es sich um Wahrung des Daseins und der Existenz handle. Welcher Mangel an Menschenkenntnis, welcher Mangel an Vertrauen zu der hilfreichen Stärke einer freiwillig verbündeten Natur. Wie lange wird es währen, bis der moderne Mensch jedes Bewußtsein verliert von dem, was er tut, wenn er auf irgend einen unscheinbaren Knopf drückt, irgend einen Hahn schließt oder öffnet, an irgend einer Schnur zieht oder in irgend einen Apparat hineinspricht, um die ganze Welt in Aufruhr zu bringen, von der Stelle zu bewegen, zu beunruhigen oder zu töten? Der Anarchist, welcher eine Bombe in die Volksmenge wirft, hat keine anschauliche Vorstellung von dem, was er tut, er handelt nur nach Theorien, nach Begriffen. Es nützt nichts, alles so schnell als möglich zu verrichten, wenn es nicht mit Verständnis verrichtet wird. Es wird aber nichts mit Verständnis verrichtet von Menschen, welche die Bedeutung ihrer Instrumente und Gebrauchsgegenstände nicht mehr kennen, weil deren angesammelte Energie und Wirksamkeit sich durch nichts sichtbar ausspricht, vor dem sie gebraucht werden. Der Besitzer des Telephons oder eines Telegraphen wird zum sinnlosen Schwätzer werden, wenn nicht die kunstvolle Gestalt dieser Apparate oder ihrer Umgebung ihn zwingen, ihnen nur würdige Dinge anzuvertrauen, wenn sie nicht gleichsam die horchende Wand darstellen, die Töne empfängt, um sie weiter zu geben, wenn sie nicht das Gemeinsame des Aufhorchens aller derer, zu denen wir sprechen wollen, deutlich zum Ausdruck bringen. Wir entwürdigen unsere großen Erfindungen, indem wir sie mißbrauchen, und wir mißbrauchen sie, weil der Geist des Erfinders, die heilige Stunde der Empfängnis einer Idee, welche die Macht des Menschen über die Natur erhöhte, unsichtbar bleibt.

Eure Fabrik soll dem Arbeiter und aller Welt durch Schönheit sagen, daß ihr Tausende einzukleiden, mit Schuhwerk und Wäsche zu versehen, arbeitet, daß ihr Millionen leibliche und geistige Nahrung bereitet, dann werdet ihr keine knechtischen Naturen in euren Arbeitern haben, sondern stolze Herren und Herrscher über die Natur, die sie formen, indem sie sie lieben. Ihr müßt Tausenden den Sinn ihrer Tätigkeit erschließen, um ihre Kraft zu verdoppeln, denn die Kräfte dieser Kriegsschiffe, Kanonen, Gewehre, Fabriken werden sich als erhöhte Willenskraft dem Soldaten und Arbeiter mitteilen, wenn die Kunst das Wesen solcher Schöpfungen des Genies ausspricht und sie ihm lieb und wert macht. Statt daß er sein Werkzeug, seine Arbeitsstätte, seine Wohnung, das Produkt seiner Hände haßt, wird er durch ihre Erscheinung sich in Verbindung setzen mit dem Geiste des Mannes, der sie erfand. Mit einem Wort: die immensen Kräfte der Natur, die wir zwingen nach unserem Willen die Materie zu durcheilen, fordern gebieterisch Anteil an der sichtbaren Welt und wollen nicht nur Arbeit verrichten, sondern selbst von den einfachsten Gemütern erkannt und geliebt werden. Schießt langsamer, fahrt langsamer, bewegt euch langsamer in eurer Kleidung, sprecht weniger, laßt eure Maschinen weniger Materie zermalmen, aber verrichtet mit Besinnung, was ihr tut, und ihr werdet leben, indem ihr es tut, statt euch nur zu bewegen. Laßt uns übers Meer rauschen auf Schiffen, auf denen wir nicht als nimmer ruhende Flüchtlinge erscheinen, sondern uns als Herrscher des Meeres fühlen. Die Kunst darf sich nicht auf den Geschmack einiger reichen Leute stützen, man wird das Kunstgewerbe niemals zum Aufschwung bringen durch jene Feinschmeckerarbeiten für den Salon der Millionäre, die jedermann sich zu gebrauchen scheut, ja von deren Anwendung wir uns häufig gar keine Vorstellung machen können. Ich sah Vasen, Urnen, Töpfe, Gefäße, in denen die Materie zu einem staunenswerten Ausdruck gelangte, aber ich konnte nicht begreifen, für wen diese Fähigkeiten sich entfalteten, zu welchem Herz und Sinn sie sprechen sollten. Die echte Kunst basiert stets auf einer Anpassung der Materie an die Bedürfnisse der großen Masse des Volkes, der ihre Formen eine Heimstätte geben sollen. Ein Stuhl, Tisch, Schrank, ein Glas, Teller, Schüssel, die nicht ihren Weg durch die Hütte des Bauern und Arbeiters, durch das Haus des Beamten und Bürgers gemacht haben, werden niemals jene allgemein verständliche Grundform erreichen, aus der im Palast des Millionärs und Fürsten der Reichtum geistiger Beziehung zwischen Mensch und Natur, wie er in hochgebildeten Familien möglich ist, sich entwickeln ließe. Kunst soll dem Gebrauche der Gegenstände nicht hinderlich sein, sondern ihn im Gegenteil fördern, zugleich aber ihn heiligen dadurch, daß sie uns lieben lehrt, was wir ausnützen. Ich will nichts wissen von einer Kunst neben dem Gebrauch, von einem Uebertünchen der Geschmacklosigkeit durch jenen Flitterkram moderner Salons, der über die Plumpheit der Einrichtung hinwegtäuschen soll. Es ist besser in einen Saal nichts zu stellen als einen geschmackvollen Stuhl und ebensolchen Tisch, als tausend Produkte eines Kunstgewerbes, das den ästhetischen Sinn kitzelt, ohne ihn zu befriedigen. Auf diesen Quark, in dem nicht so viel Lebensodem als in einem rohen Erdklumpen ist, verschwenden wir Millionen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, nachdem der erste Reiz sich abgestumpft hat, aber die Gegenstände, die wir sehen müssen, weil wir sie täglich gebrauchen, lassen wir darben und quälen uns selbst, ihren widrigen Anblick zu ertragen. „Schmücke dein Heim", heißt für viele: „Hänge alle Wände voll mit einem Gelump schlechter Bilder, Schleifen, Fächer, Tuchfetzen, stelle auf alle Tische, Gesimse und Schränke ein Gewimmel kindischer Zuckerwaren und süßlichen Naschwerks aus Porzellan und Elfenbein, fülle jeden Winkel, jeden freien Raum mit einem Haufen unnützen Kleinkrams, in dem sich niemand bewegen kann, ohne ein Unglück anzurichten. Wer einen einzigen Stuhl in sein Zimmer setzt von so wuchtigen Formen, solcher Kraft des Ausdrucks, solcher Anpassung an den Besitzer, daß er einem Throne des Familien-

hauptes gleicht, daß er dessen Würde symbolisiert, daß er das Postament seiner Arbeitsleistung zu sein scheint, uns von einer Generation auf die andere vererbt zum Mitglied einer starken und dauerhaften Familie wird, der hat mehr im Sinne der Kunst getan und der Natur zarteres Verständnis entgegengebracht als die, welche ihren Tapezier Kunstsinn heucheln lassen neben dem Leben, aber nicht für es. Wollen wir dem Arbeiter und Bürger helfen, so müssen die Menschen feiner Bildung als Vorbild vorausgehen, denn die Kunst für die Vielen beginnt mit der Kunst der Wenigen, die nicht nur für sich, sondern für viele zu schaffen vermögen.

Die gemeine und überaus lächerliche Art, in der wir unsere Kirchhöfe herrichten, könnte dem zynischen Witzbold reichliche und obendrein berechtigte Gelegenheit zu Späßen und mancherlei Lustigkeit geben. Niemand würde einem Leichenbegängnis folgen wollen, wenn man den Toten unter wiederholtem Absingen von Gassenhauern und unablässigen Prügeln auf einer Biertonne zu Grabe trüge. Daran aber, daß man den Verstorbenen einen Gemeinplatz, eine Trivialität von Marmor aufs Grab setzt und von Grabstein zu Grabstein ein sichtbares Geplapper abgedroschener Formeln und Formen ertönen läßt, nimmt niemand Anstoß, weil der moderne Individualismus es für bedenklicher hält, daß der Name eines beliebigen Toten vergessen werde, als daß Auge und Geist der Lebenden systematisch gewöhnt wird, den Tod sich als eine Art Interpunktion hinter dem Lebensdrama vorzustellen, als ein Kreuz, Punkt oder Fragezeichen, mit denen jeder gestempelt und als ein für allemal abgetane Sache bezeichnet wird. Wenn ihr den edlen Marmor vom Berge schlagt, um seine Schönheit durch gleichgültige Behandlung zu vernichten, statt durch sie eine erhabene Totenklage anzustimmen, die für alle Toten auf den Gräbern derer ertönen möge, welche für viele und nicht nur für sich selbst starben, dann wird die Natur des Marmors ihre humoristische Seite offenbaren, er dient dann als Vogelscheuche, alle ernsten und tiefen Gedanken von den Gräbern zu verscheuchen wie Spatzen vom Spargelfeld. Wenn unsere Kunst nicht ausreichend, tausend Toten tausend Denkmäler zu setzen, so setzt ihnen insgesamt ein einziges.

Kunst soll rings um uns eine geistige Atmosphäre schaffen, die unsere Seele bewegt zu jeder Tagesstunde, die uns beständig mit Leben umgibt und selbst den Tod als einen Abschnitt des Lebens erscheinen läßt und die Toten als geistig mit uns verbunden. Kunst sollte uns umgeben mit einem Reich aller Seelen, die sie durch Schönheit ausspricht. Aber unsere Kunst ist nur ein Schmücken dessen, was wir getötet haben, sie ist ein Kranz, geworfen auf die Leichen der edelsten Bäume, Metalle und Steine. Schaut euch um in euren Städten und Wohnungen und ihr werdet Kunst tätig sehen, die Häuser mit Schmuck zu überladen, die Wände und Teppiche mit Blumen, die Gefäße mit Blattwerk und Schnörkeln, die Stühle mit Schnitzereien, die Dächer mit Männern und Männchen. Diese Kunst tötet die Toten vollends, sie entzieht restlos unserem Auge die Kräfte, welche in Mauern, Bögen, Fenstern, Pfeilern tätig sind, sie nimmt uns jede Unterscheidungsgabe, sodaß es gleichgültig ist, ob Gold, Silber, Glas, Eisen oder Papiermasse sich in unseren Diensten abmühen, sie überzieht alle Formen mit ihren Guirlanden, sie jubelt mit entsetzlicher Grimasse von allen Flächen der Decke, Oefen und Vorhänge, sie grinst mit tausend Fältchen in ihrem alten Gesicht aus jedem Winkel, jeder Ecke: eine lustige, schäkernde Greisin, die ihr Leben als Blumenverkäuferin fristet. In solcher Gestalt begegnet sie uns überall, denn auch die Festlichkeit, Konzert, Theater, Lyrik und Vortrag sind allmählich zu Schmuckgegenständen unserer Tage geworden, auch sie sind Kränze auf den Leichen trüber Stunden, engherziger Vereinsamung.

Aber die echte Kunst weiß, daß ein Wesen erst lebendig sein muß, ehe man es beginnt zu schmücken, daß nur am Hals des blühenden Weibes ein Geschmeide Sinn und Bedeutung gewinnt. Sie weiß mit leiser Biegung zu erreichen, was die lügenhafte Kunst durch Ueberfülle nicht erreicht, mit wenigen Farben mehr Glück als mit vielen. Unmerklich hilft sie dem rohen Gerüst praktischer Schränke, Tische und Stühle durch verschiedene Krümmung der Hölzer, hier die markige Kraft der Eiche, dort die Einfachheit der Fichte und hier die Eigenheit des Nußbaums auszudrücken und ehe sie eine eiserne Brücke mit Statuen versieht oder mit Trophäen, fast sie eine Legion von Stäben, Stangen und Stäbchen in einem Bogen von märchenhafter Grazie, Kühnheit, Lebendigkeit zusammen, das Bild einer wunderbaren Gemeinschaft unzähliger Kräfte in unzähligen Einzelwesen, ein Vorbild, wie menschliche Gemeinschaft, lebendiges Zusammenwirken sein muß, will sie ihr Jahr schmücken mit der Pracht besonderer Festtage.

Einige Gedanken über Bildentstehung

Von E. Epstein

Die meisten Zuschauer: Bewunderer oder Fremde — wissen nicht, wie ein Bild entsteht, wie ein Künstler dazu kommt, gerade so und gerade dies zu malen, gerade da und nicht dort den oder den Pinselstrich zu setzen. Der Betrachtende nimmt das ganze Bild in sein Auge, akzeptiert oder refusiert es, bleibt eine Weile dabei oder geht weiter. Ist ein Bild von einem wahren Künstler gemalt, so ist kein Pinselstrich ohne ihn entstanden, ohne seinen Geist, ohne sein Bewußtsein oder vielmehr sein Halbbewußtsein. Streng gehalten gesammelt als Ganzes, da loszulassen, dort aufzuhalten ging seine Hand über die Fläche noch und noch einmal der Vision entgegen, die er als unklares Bild in seinem Geiste hielt und die zum Geschehnis auf der Leinwand wurde. — Die Leinwand, das Bild ist ein Geschehnis, ist eine Realisation des Kampfes der Mittel des Künstlers mit seiner Idee. Das was in diesem Kampfe gesiegt hat, das stärkere, wird zum Bild und die unbesiegten, die fehlenden, zeichnen die Eigenschaften präziser, charakterisieren als Realisationsgrenzen ebenfalls. Seine Natur, sein Talent macht die Wahl unbewußt. Er empfängt und auf der Leinwand wird es, geschieht es. Im Geiste ahnend ohne Worte findend und in vagen Umrissen behaltend, realisiert er sein kaum Gedanke gewordenes Empfinden auf der Leinwand zum Kunstgedanken, zum Malergedanken, mit einem Wort: zum Bilde. — Ein Maler, der eine vorher gedachte, vorherbewußte Idee vollbringt, denkt nicht auf der Leinwand, sondern in seinem Kopf — und sein Werk wird nie ein Wahres. Es dürfte ungeschaffen bleiben oder es bleibt Illustration seines Geistes, kein Neuwert. Neuwerte, unersetzliche, in keinem Gedanken mögliche, sollen Bilder sein. Dies waren sie, dies sind sie vielleicht auch manchmal heute. Der Drang nach Abstraktion wird immer größer; dies echte Bedürfnis dringt immer und immer weiter und Abstraktion wird erste Forderung. Wie viele aber können abstrahieren ohne allen Sinn zu verlieren, wie viele können ihren Boden lassen, um auf sichereren zu gehen — in Abstraktion? So entstehen Werke, die abstrakt aussehen, die nichts sind und von nichts sagen, wenn sie auch formell in modernen Gesetzen gehen.

Das Bedürfnis, nur das zur Gestaltung zu bringen, was das Wesentliche ist, das festzuhalten, um dessentwillen ein Werk begonnen werden kann, und nur dies ohne formellen anderen Inhalt, ohne Dinge, ohne Objekte, sondern von allem, das Wesen, die Art und die Relation wiederzugeben, im geschlossenen Bildraume, in sich abgewogen, ausfallend — dies Bedürfnis ist das Charakteristikum der heutigen Malerei, soweit sie sich abstrakt äußert.

Statt dieses oder jenes Dinges, statt allen Zufalls oder Momentes der Impressionen kommen Werke ohne dies oder jenes, ohne Zufall, ohne konkrete Beleuchtung, es kommen Malereien, die gemalt werden wollen, an und für sich des selbsteigenen Zweckes wegen. — Wahr ist der Weg, wo der Blick des Schaffenden über dem Objekte steht und dies umwandelnd das Wesensleben wiedergibt oder noch weiter geht und aus allem Empfangenen die Objekte wegschiebend die Relation der Formen, der Formengesetze, der Farben an und für sich gibt. Der abstrakte Geist, der sie zur Entstehung ruft, hat nur in sich die Kontrolle für das Resultat, weder in unmittelbarer Naturähnlichkeit, noch in Ideenähnlichkeit, noch in Stimmungsgehalt kann er die Kontrolle der Bildrealität schöpfen. Stark umfassend, realisierend muß der malerische Gedanke sich auf der Leinwand gestalten, aus sich heraus. Die Schwierigkeiten sind klar. Darum sind heute so viele Scheinwerke und Scheinwerte geschaffen. Ein Künstler, der sich der kubistischen oder anderer ähnlicher Formen bedient, ist einer, der seine Gedanken denkt, mehr oder weniger zurechtlegt und dann niedermalt. Jede Zeit hat ihre Merkmale, ihre „Meister", aber das „man" kubistisch malt, ist gerade ein Widerspruch, der größte Widerspruch mit der wahren Abstraktion, mit der, die auf dem Bilde langsam und schwer zur Entstehung kommt, aus innerem Bedürfnis des Malergedankens heraus. Es sind da vielleicht noch so wenige gefundene Mittel, so wenige Arten der Wiedergabe, um den allgemeinen persönlichen Natureindruck — denn schließlich kommt es doch daraus und darauf zurück — auszudrücken, daß natürlich die meisten zu den plausibel gefundenen Formeln greifen. Noch eine kurze Zeit und wir haben kubistische Akademien, haben sie vielleicht schon jetzt. Ist das nicht der größte Spott über den wesentlichen Gehalt der kubistischen Malerei, die doch auf persönlich empfundenen zu allgemeinen Gesetzen erst werdenden Neuschaffungen beruht, auf dem Gebiete, wo die Impressionen nicht mehr genügen, wo man durch geschlossene kompositionelle Raumvorstellungen abgewogene Bilder schaffen will?

Wenn ein Künstler wie ein schwangeres Weib ist, hat er von Natur, vom Leben empfangen, und muß sein Bild gebären, von dem er die Pulsschläge hört, die Bewegungen spürt, dessen Antlitz er aber noch nicht kennt, es in großer Liebe mit seinen Zügen und denen des geliebten Gottes ähnlich ahnt, es aber erst nach Entstehen völlig wahrnehmen kann. Wie wäre es, wenn ein Weib, statt zu gebären, Rechnungen zusammenstellen würde, die das genaue Resultat ihrer Empfängnis, ihrer Liebe und ihrer und des Vaters Körperzüge enthalten würde? — Die Natur wäre doch stärker.

Warum ist das in der Kunst oft, und wie oft so? — Tote Kinder werden geboren, nicht geboren, sie

F. Rosenkranz: Die Strasse / Originalholzschnitt

kommen zur Welt aus dem Kopfe des Künstlers, nicht aus seinem Leibe. Und er soll wie das Weib aus diesem Leibe durch die Liebe gebären und sich über das Entstehen und über das Entstandene gehorsam wundern. Wie der Körper des Weibes die Kontrolle und die Nahrung für das Leben des Keimes unbewußt besorgt — so sorgt auch der Künstlergeist für das Anwachsen und Entstehen seines Werkes: nur gilt es, die Gescheitheit der Natur zu offenbaren, passiv, hier die Gescheitheit des Geistes, des Talentes aktiv in Bewegung zu setzen und insofern ist es bewußt.

Geht ein Künstler auf abstrakten Bahnen, so gehört ungeheures Talent dazu, es auch wahr zu tun. Die Natur stört meist; die einen glauben zu schaffen, indem sie direkt ohne Transformation die Naturdinge in geordnete Formen zwingen. Dabei bleiben sie akademisch, ohne es zu merken und werden nicht visionär; sie denken Aenderungen der objektiven Formen aus, erleben nie, und was sie malen, geschieht nicht auf der Leinwand. Die anderen lassen die Natur ganz und bleiben in Formen und Farben als das nur auf der Leinwand zu behandelnde Material. Diese Bilder geschehen zwar auf der Leinwand, haben aber die Gefahr zu sehr Objekt zu werden, schöne geordnete Dinge, die von nichts sprechen. Ein Künstler, der singt, ohne etwas zu sagen: haben das nicht schon die Vögel besorgt? Muß das ein Mensch noch tun, der Mensch, der die Verantwortung für die Welt, die Rechtfertigung des Lebens trägt? Und dann: die Wissenschaft der Malerei. Das gibt es, aber es soll doch nicht anderen überlassen werden, und ist ein Maler auch kein Dichter, so ist er doch ein Mensch, dem gegeben ist zu verarbeiten, was die Schöpfung brachte und sein Wort zu sagen, seine Existenz mit dem Worte somit zu erlösen, ehe er stirbt. Ein Künstler kann mehr oder weniger von der Natur ausgehend, erlebend weiter und weiter zur Abstraktion gelangen, indem auf der Leinwand der Kampf mit der Natur der Vision entgegen langsam durchgekämpft wird. Die Phasen des Kampfes, noch sichtbar, überzeugen noch mehr vom Resultat. Andere Künstler können in unsichtbarer vorhergegangener Arbeit weg von unsichtbarer Natur zur Abstraktion gelangen, die sie dann auf die Leinwand setzen. Sie sind die, denen im besten Fall nur langsam geglaubt wird — daß schließlich, wo der Kampf sich, wenn auch unsichtbar, aber doch vollzogen hat. Alles andere zählt nicht, diskreditiert die Besseren und stützt das Gelächter, ist aber unvermeidlich wie die Affen des Menschengeistes. Gedankenaffen, Philosophenaffen, Maleraffen, Lebensaffen wird es immer geben. Die Zuschauer, die meisten unterscheiden nicht, sie schauen flach, kritisieren richtig wie sich selbst, sondern nichts ab. Menge sieht Menge, Affe sieht Affen. Ausstellungen und Publikum haben nichts mit den Bildern zu tun. Ein Kunstwerk muß darum lange sich auf Jahrmärkten schleppen, ehe es zum Bewußtsein wird.

Aber auch die „Affen" zeugen nur davon, wie schwer ein wahres Werk zur Welt kommt; sie zeigen alle Wege, die der Künstler vermeiden soll, sie erzählen von groteskem Nichtkönnen, von lächerlichen Resultaten unbescheidener Lügen, darum sind sie sehenden Augen nützlich und helfen den Kämpfenden, die Gefahren zu vermeiden. Denn gerade die Schwachen, die Leeren gehen die gefährlichen Wege und fallen in alle Fallen: sie haben weder Maß noch Unterscheidungsfähigkeit in ihren Affengeistern und in ihren Richtungsahnungen.

Lange Zeit braucht ein Betrachtender, um sich auszukennen, um den Weg zum Resultat zu begreifen und dann das Resultat zu schätzen. Drum sollten diejenigen, die Interesse haben, genauer und länger bei außerordentlichen Dingen verweilen, sich nicht durch Sonderbarkeiten abschrecken und durch Gefälligkeiten mehr oder weniger komplizierter Art anziehen lassen. Vielleicht geschieht so die Absonderung schneller (denn was die Menschen nicht tun, tut für sie doch schließlich die Zeit). Die Künstler erleben dann vielleicht Anerkennung und die Falschen verdiente Verachtung. Dadurch würde sich das Menschenauge reinigen und klären. Die Menge der gleichzeitigen Wahrheiten wäre größer und somit die Zeit fröhlicher und erhabener.

Marienlied

Ich atme tief, und mein Denken betet zu dir,
betet mit geschlossenen Augen.
Ich bin nie mehr ganz trostlos, denn du vergißt
mich nie.
In dir verstummen meine lärmenden Schmerzen.
Die braunen weichen Haare,
und beim Kopfneigen der weiße Scheitelstrich.
Du bist meine lächelnde Stille.
Süße Marie.

Günther Mürr

Die rote Flamme

Von Hermann Wagner

Fortsetzung

Sie lenkte sofort ein und tat sehr scherzhaft.

„Ach, seien Sie mir doch nicht böse! Ich will Sie gewiß nicht verführen! — Nein, wirklich, Sie sind ein lieber Mensch!"

Sie trat dicht vor ihn hin, kicherte und gab ihm einen leichten Klapps auf die Wangen. Es war schon mehr ein Streicheln.

Herr Theobald lächelte verzerrt.

„Soll ich Ihnen nicht sagen, wie ich heiße, Herr Theobald? — Nun, also, mein Name ist Hermine! Was sagen Sie dazu? . . . Ach, bitte nennen Sie mich Hermine, ja?"

Herr Theobald zögerte.

Aber sie bestand darauf.

„Sagen Sie es bitte!" wiederholte sie und stampfte leicht mit dem Fuße.

„Gewiß, Fräulein Hermine . . ."

„Nein, nur Hermine!"

„Also: Hermine . . ."

„Sie sind süß! Sie sind ein lieber Mensch!"

Sie hatte ungestüm seine Hand ergriffen, sie gedrückt und sogleich wieder fahren lassen.

Lässig warf sie sich auf das Kanapee, daß das alte Möbel krachte.

„Sie brauchen übrigens nicht zu glauben, daß Sie sich allzu sehr wegwerfen, Herr Theobald! Ich bin von besseren Leuten! Ich habe Bildung genossen, Herr Theobald! Ja, ob Sie es glauben: Bildung und Erziehung! Mein Vater ist Lehrer, draußen im Mährischen . . . Gott, das waren Zeiten!"

Sie hatte die Beine nachlässig übereinander geschlagen, den Körper weit in das Kanapee zurückgelehnt und starrte wie hypnotisiert nach der Decke. Trotzdem lag in ihrer Stimme eher Gleichgiltigkeit als Empfindung.

„Wie gemütlich Sie es hier haben." fuhr sie dann fort und ließ ihre Blicke schon wieder durch die Stube schweifen. „Und dort in der Kammer schlafen Sie? . . . Ja, was ist denn das!"

Sie hatte Schöps erblickt und nahm ihn auf ihre Arme.

„Eine wundervolle Katze!" sagte sie und streichelte das Tier.

„Haben Sie Katzen gern? Ja! Ich eigentlich mehr die Hunde. Besonders die häßlichen und starken Bulldoggen, die mit der gespaltenen Schnauze und den fletschenden Zähnen, wissen Sie? Das sind die treuesten und anhänglichsten Tiere. Wir hatten zu Hause einen Bulldogg viele Jahre. So groß war er, und die Brust, ich lüge nicht, so breit! . . ."

Und indem sie den Kater leicht streichelte und kraute, erzählte sie wieder von ihrer Heimat.

Sie kam von dem Hunde auf das Dorf zu sprechen, in dem sie gewohnt hatten, und flocht lachend Erlebnisse ein, die in ihrer Belanglosigkeit doch nicht langweilig wirkten, so heiter und anschaulich wußte sie sie zu berichten.

Herr Theobald hörte ihr ruhig zu, unterbrach sie nicht, lächelte nur zuweilen ganz unmerklich.

Sie ist doch eigentlich recht harmlos, stellte er fest. In keinem Zuge verrät sich jetzt ihr Leben. Und sie ist wirklich fast schön, und am allerwenigsten sieht sie alt aus. Freilich hat sie nichts Mädchenhaftes. Dazu ist sie zu groß und zu stark und um ihren Mund zu satt und zu müde. Aber als eine Frau kann ich sie mir vorstellen, als eine junge, hübsche, heitere Frau, die glücklich ist und sich keine Gedanken macht . . .

Und er war erstaunt und begriff nicht, wie es möglich war, daß dieses Weib so natürlich und so naiv plaudern konnte, und wie so gar nichts von dem an ihr zu haften schien, was bisher den Inhalt ihres Lebens ausgemacht hatte: von ihrer Erniedrigung und ihrem Schmutze.

Denn nichts von alledem war jetzt an ihr.

Sie ist lieb und gut, dachte Herr Theobald, und es ist ganz unmöglich, zu glauben, daß sie ohne Herz und Gemüt sei.

Daß nämlich Mädchen ihrer Klasse ein Herz haben könnten, war ihm immer absurd erschienen.

Er konnte sich das, was sie taten, nur aus dem krassesten Zynismus und Egoismus ihrer Psyche erklären.

Kalt und starr war ihre Seele.

Deshalb auch die oft entsetzliche Gemeinheit und Schamlosigkeit ihrer Gesichter.

In ihren Zügen aber ist keine Spur von Gemeinheit, dachte Herr Theobald, und seine Augen lagen wie gebannt auf dem Gesichte der Erzählenden.

Auch dann nicht, wenn sie schamlos ist, folgerte er weiter.

Es ist dann, als täte sie alles unbewußt, als käme eine seltsame Passivität über sie, gleichsam ein narkotischer Schlaf.

In ihren Augen liegt neben dem Müden viel Weichheit und so etwas wie Sehnsucht.

Es ist merkwürdig, dachte Herr Theobald, wie leicht ich mir dieses Weib als Mütter vorstellen könnte, mit einem Kinde auf den Armen, voller Zärtlichkeit und Besorgtheit.

Wahrhaftig, es konnte nichts Unnatürliches an ihr sein.

Zu gesund war sie, zu stark und zu klar . . .

Und plötzlich mußte Herr Theobald an seine letzte Liebe denken.

An jene Frau, die nur er besessen hatte, und an jenes Kind, auf das er seine Zärtlichkeit hatte übertragen dürfen.

Es war wie ein jäher Schein, der leuchtend durch seine Seele fuhr —

. . . „und ob Sie es für möglich halten: ich war in der Schule diejenige, von der der Kaplan am meisten hielt. Ich war das Beispiel, auf das man hinwies!"

Campendonk: **Originalholzschnitt**

Trotzdem sie es mit einer gewissen Selbstgefälligkeit vorgebracht hatte, begann sie doch, wie über einen guten Witz, unmäßig zu lachen.

„Und später dann noch — ich gab zu den schönsten Hoffnungen Anlaß. — In so einem Nest, wissen Sie, da ist man Wer. Ueber den Pfarrer, den Vorsteher und den Lehrer gibt's da nichts! Da stach ich natürlich hervor! . . . Ja, weiß Gott, wäre der junge Bahnassistent nicht gewesen, — — — ich säße heute wahrhaftig nicht hier!"

Sie hielt sich indessen bei dieser Trivialität nicht auf. Lachend ging sie auch über den Bahnassistenten hinweg und landete lachend an dem Orte, wohin jener sie gebracht hatte: am Freudenhaus . . .

Wieso dieser Uebergang sich so schnell hatte vollziehen können, konnte Herr Theobald sich nicht enthalten, sie verblüfft zu fragen.

„Ja, so schnell ist das gar nicht gegangen," erwiderte sie und ward doch nachdenklich.

„Es ist schwer zu sagen, wie das eigentlich gekommen ist. Es war ein allmähliches Hinabgleiten ins Unbekannte und Dunkle, das Ziel war niemals sichtbar. Erst als ich am Ende war, merkte ich's. Erst als mir der Rückweg abgeschnitten war . . . Und da erschien mir alles auch ganz natürlich, — als müßte es so sein . . . Und sehen Sie, so richtig bedauert habe ich es noch niemals!"

Sie war eine Weile still.

Plötzlich schüttelte sie den Kopf und fing an, lange und herzhaft zu lachen.

Der Grund war nicht klar: lachte sie über sich selbst oder über die wehmütige Versunkenheit, in die Herr Theobald verloren schien.

Dann packte sie den Kater, der es sich auf ihrem Schoße behaglich eingerichtet hatte, kurzer Hand beim Hals und warf ihn hinunter.

Sie trat an das Fenster.

„Gott, wie es schneit!"

Der Schnee fiel in dichten Massen herab. Die ganze Erde war mit ihm bedeckt. Auf den Dächern lag er einige Zentimeter hoch.

Der Wind hatte nachgelassen. Es war still, hell und kalt draußen.

Von dem dürftigen Kirchturme des Marktes strichen kläglich und schleppend die Stundenschläge herüber.

Fräulein Hermine zählte bis elf.

„Unmöglich — schon so spät!"

Und plötzlich trat sie hinter Herrn Theobalds Stuhl, stützte ihre beiden Arme leicht auf seine Schultern und brachte ihre Wangen hart an sein Gesicht.

„Nicht wahr . . . Sie behalten mich hier?" bettelte sie. „Nur diese Nacht! . . . Nicht wahr?"

Und ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu äußern, fuhr sie fort: „Ich schlafe hier in der Stube. Ich brauche gar nichts für mich. Sie geben mir ein Polster und eine Decke, das genügt! . . . Morgen früh wird sich dann alles schon finden!"

Herr Theobald war ratlos.

Die warme Nähe ihrer Wangen machte ihn unfähig zu überlegen.

„Es ist ja . . . unmöglich . . ." murmelte er vor sich hin. „Wenn Joachim nachhause kommt . . . mein Kollege, wissen Sie . . . nein, es geht beim besten Willen nicht! . . ."

Hatte er ja gesagt, zugestimmt?

Er wußte es nicht. Aus dem heiteren Ton ihrer Stimme mußte er es schließen.

„Herr Joachim?" fragte sie. „Ja, wo steckt er denn? Wann kommt er nachhause?"

„Er kann jeden Augenblick . . . er müßte schon hier sein . . ." erwiderte Herr Theobald und erschrak vom neuem.

„Ach, das macht nichts!" rief sie aus und schien begeistert. „Passen Sie auf . . . Ich ziehe mich aus und lege mich nieder . . . Ich schlafe einfach . . . Sie löschen aus . . . Wenn er dann kommt, erzählen Sie ihm ein Märchen — oder was Sie wollen, das findet sich schon! . . . Also einverstanden, — ja?!"

Sie umarmte ihn unversehens, gab ihm plötzlich einen Kuß, riß sich los und ging trällernd vor den Spiegel.

Hier begann sie ihre Haare zu lösen. Langsam und voller Gleichmut.

Herr Theobald gab sich besiegt — seinen eigenen Wünschen.

Er gab es auf, seine Gefühle zu meistern. Er mochte nicht mehr überlegen und denken! Alle Vernunft warf er über Bord . . .

Er atmete auf.

Wie frei er sich innerlich mit einem Male fühlte! Wie leicht und frei!

Besinnungslos gab er sich dem Kommenden, dem Dunklen und Unbekannten anheim . . .

Er sah auch nicht mehr weg, sondern nützte die Gelegenheit, die dieses Weib ihm bot, indem es ungeniert, wie zur Belohnung, seinen Körper enthüllte.

Fräulein Hermine warf die aufgelösten Haare mit einem Ruck nach hinten.

Wie eine große leckende Flamme flossen sie den Körper hinab.

Sie hatten einen schweren und schwülen sinnlichen Duft.

Herr Theobald schloß für einen kurzen Augenblick die Augen. Ein Bild stieg in ihm auf, ein Verlangen packte ihn:

Wenn er jetzt hinginge, in den Reichtum dieser Haare griffe, darin wühlte, in den duftenden Wellen sein Gesicht badete . . .

Es knackte etwas —

Herr Theobald raffte sich gewaltsam auf.

Fräulein Hermine hatte ihre Bluse geöffnet und warf das Mieder mit einer leichtsinnigen Geberde auf das Sofa.

Dann mit zwei Wendungen war die Bluse herunter. Sie flog dem Mieder nach.

„Ah . . .!" machte Fräulein Hermine.

Sie kreuzte die nackten Arme hinter dem Kopfe, dehnte sich und gähnte . . .

Herr Theobald starrte wie geblendet auf die vollen weißen Arme, sein Atem stockte, den Mund hatte er halb geöffnet.

Es läge in meiner Macht, zu ihr zu treten, ihre Arme zu fassen, sie an mich zu ziehen, fabulierte er. Sie würde nichts sagen. Lachen würde sie..

Er hörte ihr überlegenes gutmütiges Lachen und sah, wie sie seinen hungrigen und zitternden Händen nicht den geringsten Widerstand leistete.

Diese Vorstellung ernüchterte ihn.

Das durfte nicht kommen. Er wollte nicht daran erinnert sein, wer sie war.

Ihm sollte sie eine andere sein . . .

Ohne daß er darauf gefaßt war, drehte sich Fräulein Hermine jählings um.

Er erschrack und sah schnell zu Boden.

Sie tat aber gar nicht dergleichen und trat harmlos näher.

„Ich bin so weit, Herr Theobald" sagte sie, „bitte, helfen Sie mir."

Sie packte den Tisch an der einen Kante und schob ihn mit Herrn Theobalds Hilfe hart an das Sofa heran.

„Jetzt noch die Decke und das Polster," sagte sie und begann, an den Tisch gelehnt, in gebückter Stellung, die Schuhbänder zu lösen.

Herr Theobald warf einen schnellen und scheuen Blick auf sie.

Sie tat nicht das Mindeste, um ihre volle und feste Brust zu verbergen.

Trotzdem sah es nicht so aus, als stelle sie es darauf an, ihn zu reizen . . .

In der eisigen Schlafkammer schöpfte Herr Theobald Atem und vergrub den brennenden Kopf in den kühlenden Polstern.

Er war seltsam bewegt, vermochte aber nicht zu entscheiden, ob es Traurigkeit und Bangigkeit war, oder das Gefühl einer dumpfen Freude, das ihm Herz und Sinne umnebelte.

Er wünschte, das Weib nie gesehen zu haben, und war doch fast glücklich, ihr helfen zu können.

Nur daß sie ihm so nahe war, so leiblich nahe war, irritierte ihn.

Es war sein Wunsch, sie über sich zu sehen, weit ab von sich, in Fernen, in seinen Träumen . . .

Keinen Augenblick zögerte er, zu glauben, daß er ihr im Grunde gleichgiltig war.

Oder nicht nur gleichgiltig — wer bürgte ihm dafür, daß sie sich über ihn nicht lustig machte, daß sie ihn auslachte, oder daß er ihr nicht direkt zuwider war?

Er, der nicht zu reden, sich nicht zu benehmen wußte, er mit seinen vielen Jahren und seinem weißen Haare, mit seinen ewigen Niederlagen bei den Frauen . . . War es nicht wie ein Schlag ins Gesicht, daß sie sich ihm gleichsam anbot, daß er sie nehmen durfte, nehmen sollte, und daß sie dabei lächeln konnte?

Die Schmach ward da nicht ihr angetan, sondern nur ihm:

Wie ein Schaustück, zur Belustigung der Menge, sah er seine Liebe durch die Gassen gezerrt, durch den Kot gezogen . . .

Aber konnte er sich nicht auch täuschen?

Wieder fiel ihm das Bild ein:

Jener Aermsten, die ihren Körper gleichsam von sich warfen, ihn jedem überließen, der ihn mochte, deren Seele aber dabei abseits wandelte und unberührt und rein blieb . . .

Diese Seele . . .

Mit seiner alten Leidenschaftlichkeit sah er sie wieder diesem Irrlichte nachrennen, diesem gaukelndem Sterne, nach dem er sich blutig gesehnt hatte . . .

Er nahm von den drei Polstern, die er besaß, zwei, und nahm auch noch sein Deckbett, — er gedachte für die eine Nacht mit dem Unterbett auszukommen. Damit begab er sich in die Stube.

Sie stand schon völlig entkleidet da. Nichts hatte sie als ihr Hemd.

Er sah an alledem vorbei, es war, als sei sie gar nicht da, als sehe er durch sie hindurch.

„Ja, die vielen Betten," rief sie aus, „können Sie die alle entbehren?"

„Gewiß, Fräulein," sagte er und seine Stimme war so traurig, daß sie gar nichts zu erwidern wagte. Sie nahm ihm die Betten ab und ordnete das Lager.

Dann fragte sie zaghaft: „Soll ich auslöschen, Herr Theobald?"

Er nickte bloß.

Da blies sie schnell das Licht aus.

Aber sie legte sich noch nicht nieder.

„Herr Theobald?" fragte sie.

„Ja . . .?"

„Sind Sie mir böse?"

„Ich bin Ihnen nicht böse," gab er müde zurück.

Da tastete sie sich zu ihm hin, nahm seine Hand und küßte sie.

Er wich erschrocken zurück.

Sie schlüpfte aber ohne ein weiteres Wort in das Bett . . .

Herr Theobald saß darauf noch lange am Fenster. Er zählte noch die kläglichen Töne, als die Stadtuhr zwölf Uhr schlug.

Artur Segal: Vom Strande / Originalholzschnitt

Endlich hörte er Herrn Joachim die Stiege heraufkommen . . .

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Er ging ihm bis auf den Hausflur entgegen und raunte ihm zu: „Es schläft jemand bei uns . . ."

Und ohne dem Verwunderten zu gestatten, daß er Licht mache und in der Stube erst ablege, zog er ihn gleich mit in die Schlafkammer.

„Ich habe ein Mädchen hier behalten," erklärte er ihm schließlich und war erstaunt über sich selbst, daß er so ruhig war. „. . . ich mußte sie hier behalten . . . es ließ sich nicht anders tun!"

„Ein Mädchen?" fragte Herr Joachim.

„Ja, ein Mädchen von da unten," sagte Herr Theobald und zeigte nach der Totenschänke. „Man hat sie hinausgeworfen . . . mit Gewalt . . . sie war blutig . . ."

Herr Joachim wußte nichts zu erwidern.

Er war so erstaunt, daß er vergaß, das Paket, das er bei sich trug, wegzulegen, und im Pelze und mit dem Hute auf dem Kopfe in der Schlafkammer stehen blieb.

Noch immer begriff er die Sache nicht.

Herr Theobald nahm ihm das Paket ab.

„Joachim," sagte er dann, „tue mir es zu Gefallen: frage der Sache nicht weiter nach . . . Das Mädchen geht morgen fort, du siehst es nicht wieder!"

Herr Joachim antwortete nicht.

Er zog sich langsam aus, schob das Paket in einen Kasten und hing seine Sachen wie allabendlich ordentlich und der Reihe nach auf.

„Nein . . . wie du willst . . . ich werde dich nicht fragen — —"

Herr Theobald zögerte.

War es nicht besser, ihm alles zu erklären? Aber er schwieg . . .

Er fühlte sich müde und fand, daß es Zeit war, zu Bett zu gehen.

Mechanisch entkleidete er sich, legte Stück für Stück seiner Kleider auf einen Stuhl neben seinem Bette. Noch einmal zögerte er, ehe er sich anschickte, in sein Bett zu steigen.

Was hielt ihn ab, die ganze Sache, wie sie sich zugetragen hatte, dem Freunde zu erzählen? Was war im Grunde daran.

Herr Theobald hörte nicht auf, es sich zu fragen, als er die Glieder unter dem ungenügenden Deckbette frierend zusammenzog.

Nichts war geschehen.

Gar nichts . . .

Ich rege mich auf, ich friere, ich lache, weine, freue mich, bin todtraurig, — und draußen liegt das Mädchen und schläft!

Und morgen geht es fort!

Geht es fort . . .

Er fühlte sich einsam wie noch nie seit Jahren.

Er erlebte wieder eine jener Nächte, wie er sie zur Zeit seiner Krankheit mitgemacht hatte.

Auch jener böse Haß gegen den Freund kroch wieder langsam in ihm herauf.

Warum aber, fragte er sich verzweifelt, warum hasse ich ihn? . . .

Erst in den frühen Morgenstunden schlief er ein.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer

Die Polovetzer Tänze

Aus „Prinz Igor" von Borodin

Von Jacques Rivière

Sofort erscheint mir Fokin mit seinem Bogenschützen. — Keine Musik erinnert an diese wenigen Seiten Borodins. Sie rühren das, was unerweckt in uns schlummert, und lassen in unseren Herzen das wuchtige Asien erstehen, eine Erinnerung an die große Mutter.

Asien! Nicht das Asien, das wir auf den Dampfern im Mittelländischen Meere kennen lernen und das immer nach Import riecht. Das wirkliche Asien! Es geht durch die Steppen. Es geht zu Fuß von Lagerplatz zu Lagerplatz. Abends hält es an und denkt wie einer, der ohne Rückkehr reist. Lager. Feuer. Zelte. Die Nacht erglänzt hart und blau. Kein Meer; selbst die Erinnerung an ein Meer verstummt. Da erhebt sich inmitten des verlassenen, deutlichen Schweigens der Hochebene ein Jubelgesang der Erinnerung, eine rhythmische Freude gleich den Tröstungen für unsere ältesten Verluste. Zuerst lausche ich diesen traurigen Flöten, wie die kleinen Schritte, die den Tanz einleiten; ich sehe die langsamen Gruppen, die näherkommen im Schimmer des Lagerfeuers, in tiefer Nacht, und dann erhebt sich die unendlich bezaubernde Welle, die alle mitreißt, dann kommt die Melodie wie ein heftiger Regen. Sie senkt sich, ein Zug Vögel, sie entwickelt sich klar und wiegend, und die Tänzerinnen sind in so gutem Schutz, so verloren, daß sie sanft im Rhythmus tanzen, doch — als ob sie sich Zeit nimmt einer Erinnerung nachzuhängen — schweigt die Melodie entschwindend. — Jetzt tanzen die Männer traumergriffen. Tiefer, wilder Sturm! Die Freude, die sie erschüttert, steigt in ihnen empor wie ein brutaler Traum. Sie erschüttert und dreht die Tanzenden in Spielen, die irgend etwas Verschwundenes nach ahmen. So erinnern sie sich, so beruhigen sie ihr Herz. Rhythmische, keuchende Musik, o, dein Rausch ist der Feind der Melancholie, du bist der gewalttätige Trost!

Unbeweglich inmitten der Tänze sehen die Hauptleute auf dem Grunde ihrer wölbungstiefen Erinnerung alte Städte wieder.

Autorisierte Uebertragung aus dem Französischen von Jean-Jacques.

Barokko

Jensen made in Germany

Jede Renaissance stirbt in einem Barock, weil jede Entwicklung — wie Sören Kierkegaard es sagte — zuerst mit ihrer Parodie fertigt ist. Die realistische Kleinrenaissance wurde eingeleitet durch den Mikroskop- und Teleskop-Liebhaber Zola, der die alten Halbgötter wieder erfunden hat: die Erde, das Geld, die Arbeit. Sie führte zu der Art, in der sich eine Uebertreibung des Stils durch Details entwickelte; die großen harmonischen Körper wurden total aufgelöst in allegorische Proletar-Engelkinder mit einer oft sehr gekünstelten Perspekive. Dies alles sind ja die Symptome des Barokko.

Johannes V. Jensen startete als Mitglied einer skandinavischen Generation, die Intelligenz zum Realismus zwang. Seine Furcht (epoche- und nationaltypisch), pathetisch zu werden, gibt seinem Stil eine gewisse Aehnlichkeit mit Mark Twain und einigen großen Engländern, es hat ihn zu übertriebenen Vorstellungen seiner Geistesähnlichkeit mit diesen geführt. Seine größte Kunst hat er uns unbedingt als Schilderer gezeigt, wahre innige Interieurs, in seiner „Himmerlandsgeschichte" mit Kraft und Originalität gegeben.

Leider verschafften ihm diese beiden guten Eigenschaften einen schnellen Erfolg, der ihm zu Kopf stieg. Er fühlte sich als der geborene „Interpreter" für alles was er sieht. Auf oberflächliche Eindrücke baute er kategorische Urteile. Die Kraft und der sichere journalistische Instinkt brachte ihm oft die Bewunderung des kritiklosen Publikums. Er schritt als Verkünder zu „Gedanken", ließ sich selbst als Prophet für die neue Zeit proklamieren und fing an zu polemisieren — im Grunde ist er mit seinem agitatorischen Stil immer Polemiker — um Vieh von verschiedenen Rassen zu den alleinseligmachenden Oasen zu führen.

Die Entwicklung seiner Produktion zeigt, daß das „Gedachte" sich mehr und mehr bei ihm entwickelt, aber das Künstlerische dagegen reine Virtuosität wird. Es ist eine sehr häufig vorkommende geistige Entwicklung in Skandinavien: Uebergang von Literatur zur Philosophie. Dies kann die Folge einer Neigung sein, alles schwer zu nehmen, vielleicht ist es nur die Folge eines Naturgesetzes: den mit den Jahren zunehmenden Drang mehr Inhalt als Form zu schaffen, was vielleicht sehr gut sein kann, aber leicht in eine Problemdebatte ausartet, in dem alle gleich sind und der Künstler selbst seine Privilegien verliert.

Jedenfalls, wo Johannes V. Jensen steht, wünscht er auch zu stehen, gesehen und beurteilt zu werden. Und nach etwas anderem kann der Kritiker sich nicht richten. Will ein Künstler unterrichten, „Wahrheiten" sagen, dann muß er sich den profanen Gesetzen der Logik unterordnen. Er siedelt damit in ein ihm fremdes Land über und muß nach dessen Gesetz verurteilt werden, wenn er sich dagegen vergeht. Eine Handlung wird nach ihren Motiven beurteilt. Ein Mann nach seinem Ziel. Wo die Debatte ernsthafte Probleme behandelte, hat man schon viel zu oft Johannes V. Jensen seiner sprachlichen Verdienste wegen entschuldigt. Man hat ihn entschuldigt, weil er seinen „Nonsens" so gut gesagt hat. Wenn ein Architekt ein logisch-schönes Haus baut und es zusammenstürzt, sagt man doch kaum, was Herr Gott, er ist doch eine große charmante Persönlichkeit, es war doch wunderbar zu sehen und die Ruine macht sich auch sehr dekorativ.

Jensen will als Geist, als Denker und als Seher beurteilt werden. Wirklich: Dieses neuen Johannes Offenbarung ist dunkler als die alte.

Hier ein paar Proben seines Raisonnements: Er erklärt die Renaissance durch die großen geographischen Entdeckungen am Ende dieser Zeit. Von J. C. Christensen, dem früheren dänischen Ministerpräsidenten schreibt er irgendwo, es ist etwas über seiner Stirn, das die Gedanken auf den „Gefionsbrunnen" in Kopenhagen (Stiermotiv) hinführt. Dieser Brunnen wurde zu der Zeit aufgestellt, in der man Christensen zum Präsidenten wählte. Der eine wurde aufgestellt als Minister, der andere als Springbrunnen — eine fixe Parallele! In Jensens „Myter" sieht man vielleicht noch deutlichere Beispiele seiner Liebe zu diesen gekünstelten Perspektiv, das immer das Lieblingskind des Barock war.

Als Prophet zählt er zu den vielen kleinen und falschen. Man glaubt die Stimme „Jehovas in der Wüste" zu hören, aber stellt bald fest, daß es nur ein Straßenhändler New-Yorker Typs ist, der „World" rief. Er kämpft für amerikanische Kultur, als ob Kultur nicht Kultur ist. Ein einziges Eins. Ueberall in der Welt, in größerer oder geringerer Quantität, vielleicht am wenigsten in U.S.A. Er ist Prophet für ein Touristenamerika.

was ihm, dem Himmerlandsmann, kolossal imponiert hat. Aber: in Wirklichkeit ist er ein Bauernsohn, der Johannes heißt und im Ausland war. Er hat nicht die Blasiertheit der Phantasiefülle den praktischen Konsequenzen gegenüber. Die Häuser in New-York findet er so hoch, so hoch, und Räder sind da, die ineinander greifen. Er singt das Lob über die moderne Stadt und bezeichnet sie als einen Fortschritt — als ob nicht immer die Bewunderung der Gegenwart und die Entwicklung Feinde des Fortschritts sind. Amerikas „Bluff" und der Sturm in seinen Telephondrähten und Schornsteinen hat ihn vollständig hingerissen. Er hat übersehen, daß der Wind sich immer um ein Minimum dreht. Er hat einen Augiastall reinigen wollen und durch ihn eine Kloake geleitet.

Als Polemiker ist er manchmal nicht gut. Mit offenem Visier kämpft er ganz blind in der Luft. Seht, ich bin „Wildmann" in dänischen Waffen singt er. Das Wildeste, das dieser Wildmann schaffen konnte, waren einige kleine Blumen am Wegesrain, ein paar „Teufelsbutterblumen" und eine einfache Mimose. Eichen, auch künstliche, standen ihm stets im Wege.

Daß dies kein Würdigerer als ich zu sagen wagte, ist vielleicht in der Furcht vor der polemischen Rücksichtslosigkeit Jensens begründet.

Als Skandinavier fühlt man oft momentan einen Stolz in Deutschland, überall in Buchhandlungsfenstern und auf Theaterzetteln skandinavische Namen. Aber gleich danach ist man beschämt. Es sind nicht unsere Großen, die in Deutschland gefeiert werden. Es scheint ein Zufall zu sein, wer in Berlin oder Wien mit einer falschen Elle vergrößert wird. Johannes V. Jensen ist sicher der größte Journalist, den Dänemark und vielleicht auch größere Länder gehabt haben. Als Bauernschilderer stand er hoch. Aber seine Geistesgröße ist made in Germany. Seine Vielseitigkeit erinnert an die Berliner Warenhäuser. Er besitzt ein Organ für den Geschmack, obgleich von Anfang an Symptome darauf hinweisen, daß sein Geschmack nicht verläßlich ist.

Svend Borberg

Guten Morgen, Pioniere

„Aber der Einfluß der Zeitungen ist heute doch wesentlich weitergehend. Die Bildung ist umfassender geworden und es wird allgemein mehr gelesen als früher. Auf der anderen Seite aber sind die modernen Menschen von der Berufsarbeit so sehr in Anspruch genommen, daß wesentlich nur noch Theater und Zeitungen als die hauptsächlichsten Bildungsquellen für sie in Frage kommen."

Der immer weitergehende Einfluß der Zeitungen ist nicht mehr aufzuhalten, er reißt alles mit sich fort. Die Bildung ist umfassender geworden. Aufdringlicher. Volkstoll. Wohin sich retten? Auf der anderen Seite werden die modernen Menschen von der Berufsarbeit in Anspruch genommen und die Bildungsquellen kommen in Frage. Sie sind mit Antworten nicht zu verstopfen. Die Bildungsepidemie wütet, der moderne Mensch ist ihr Opfer. Die Lektüre der Volkszeitung und der Besuch einer Operettenbühne geben ihm Oberfläche. Die Bildung ist ein Massenartikel geworden. Sie wird zu Schleuderpreisen losgeschlagen. Sie ist kaum mehr käuflich. Man hat dem modernen Menschen einen Heißhunger nach ihr angemästet. Er ist gar nicht mehr zu stillen.

„Auf den Journalisten ruht daher heute eine Verantwortung, die sicherlich nicht geringer ist als die Verantwortung großer Geschäftsleute und großer Staatsmänner, nur daß die Presse nicht jeden Tag von dieser Verantwortung spricht. Der Verein Berliner Presse ist es wesentlich gewesen, der mit dazu beigetragen hat, das Gefühl für diese Verantwortlichkeit in den journalistischen Berufskreisen zu schärfen."

So prahlt keiner mehr mit den Schwierigkeiten seines Berufs. Ein Chauffeur ebenso wenig wie ein Schafhirt oder eine Hebamme. Das fühlt die Verantwortung eines Ministers auf sich lasten und federt lakaienhaft. Wähnt seine Bedeutung nicht geringer als die eines großen Kaufmanns, verschachert aber seine Meinungen und „macht" in Bildungsresten. Der Verein Berliner Presse ist es wesentlich gewesen, der viel dazu beigetragen hat, das Gefühl für Verantwortlichkeit in journalistischen Kreisen zu schärfen, aber die Grenzen zwischen Wissenschaft, Literatur und Presse ist nicht mehr so scharf wie einst. Die Presse ist der Mittler zwischen der Wissenschaft und dem Publikum. Zwar sind die Gelehrten nicht immer mit dem Widerklang zufrieden, den ihre Arbeit in der Presse findet, „aber das liegt oft an der Wissenschaft, und es sollte ihr ein Ansporn sein, sich klarer und populärer zu fassen".

So hat sie der Rektor der Berliner Universität kompromittiert. Noch nicht zwölf Stunden nach einer offenen Absage an sie. Man staune: „Die Lektüre der wissenschaftlichen Bücher, das Hören wissenschaftlicher Vorlesungen spielt eine wesentlich geringere Rolle als die Zeitungslektüre."

Nun soll sich die dumme Wissenschaft noch klarer und populärer fassen. Neben der dickwanstigen Presse, die unsere Zeit gewalttätig mit Bildung schwängert, erscheint die Wissenschaft zu einem Skelett abgemagert. Sie spielt eine wesentlich geringere Rolle als die Zeitung. Hinter den Brettern der Phrase, die eine Welt vertrotteln, ist alles Komödiantentum. Die Presse ist natürlich eine Hauptdarstellerin. Eigene Note. Routine. Größe. Gewalt. Die Technik hat auch eine große Rolle an sich gerissen, und sie hat noch eine glänzende Zukunft vor sich. Die Wissenschaft spielt eine dürftige Nebenrolle und die Kunst, ach Gott, die stirbt in der Hauptsache. Es hat einer sogar ein Buch darüber geschrieben, aber die Presse sagt frei sich von jeder Schuld. Sie hat zu den Sterbenden stets die besten Beziehungen unterhalten. Oh, viele Künstler verdanken ihr überhaupt alles. Sie sagen es sogar ohne vorherige Verabredung. „Der greise Niemann, der Hüne, stand auf und erzählte: daß er der Presse alles verdanke. Jahrzehnte lang habe er in ihr immer neuen Mut geschöpft, und als sie ihn zu seinem achtzigsten Geburtstag noch einmal feierte, da habe er bei sich gedacht: Donnerwetter! Du bist doch ein Künstler gewesen!"

Aber nicht allein ein Hüne hat Jahrzehnte lang aus der Presse Mut geschöpft, auch „sehr viele Schriftsteller mit großen Namen ververdanken den Redakteuren Anregung, Belehrung und damit ihren Ruhm". Ich will einmal höflich sein und keine Namen nennen. Vielleicht auch keinen der Redakteure, deren größter Teil dem großen Publikum unbekannt ist.

„Als Soldaten ohne Namen tun sie jahraus, jahrein ihre Pflicht. Es sind wirklich Soldaten, Pioniere (tatsächlich oft Genietruppen) im Dienste des Volkswohls."

Halt! Das Ganze halt! Immer militärisch. Wie? Pionier Engel vor nicht langer Zeit, Schneiderbock, der auf Pegasus reitet, schneidig herausgestrichen. Noch nicht vergessen. Dolle Sache das gewesen. Später mal für Walter Bloem ostentativ Lanze gebrochen. Zola abgesägt und Bloem zum Marschall der deutschen Literatur jestempelt. Verteufelter Kerl, dieser Engel. Und wen sehe ich da? Den Schlenther. Auch 'n alter Haudegen. Letzthin für Atlantis Attacke geritten, daß Feistesfunken nur so sprühten. Und hier — der Alberti. Veteran. Naturalistischen Feldzug mitgemacht. Viel gereist. Wie? Asien, Afrika. Weiß, weiß. Fünfzig schon, aber immer noch Schwerenöter. Der Lily Braun viel Schmeicheleien gesagt. Vor einigen Tagen erst. Brav. Sehr brav. — So? Nicht der Rede wert? Pflicht. Nicht mehr. Soldatenpflicht.

Sie alle scharen sich um das Schwert des Idealismus, das stets zu schärfen, Exzellenz Prof. Harnack wärmstens empfohlen hat. In der Phrasenschmiede wurde der Blasebalg gewaltig getreten. Das Feuer ging nicht aus. Mit tausend süßen Artigkeiten vollgestopft kamen sie zum Festfressen. Minister, Gelehrte, Künstler und Literaten. Und zwei knappe Tage vor der Hungerrevolte am Wedding konnten die Pioniere im Dienste des Volkswohls mit Thüringer Bachforellen und böhmischen Edelfasanen aufwarten. Zwischen den einzelnen Gängen wurde an dem „interessanten Kulturproblem Jouralismus" gekaut.

Denn: „die moderne Presse ist längst nicht nur eine große Mittlerin, sondern im Grunde, wie die Dichtung oder Kunst, eine ganz selbständige und eigenartige Funktion des geistigen Lebens der Völker, die ihren eigenen komplizierten Gesetzen folgt."

Das lebt von der Hand in den Mund und rühmt sich als Geistesnahrung, nennt sich ein Geheimnis und schwatzt alles aus, verwischt Grenzen zwischen „Faktoren des öffentlichen Lebens" und macht den Gedanken landflüchtig, wiegt sich stolz als Kind der Revolution der modernen Technik und ist der Vater allgemeiner geistiger Verseuchung, schärft das Schwert des Idealismus und frißt als Rost an allem, das seelisch verhungern muß. Holzbock natürlich hörte aus dem „Reigen der offiziellen Reden das Hohelied der Presse".

Aber der Reigen war ein Schiebetanz und das Hohelied ein Reißer.

Joseph Adler

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

Michel Yell
Cauët
Paris / La Nouvelle Revue Française

Emile Peyrefort
La Source ignorée
Paris / Maison d'Edition 12 Rue Bonaparte

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Notiz

Die Redaktion und der Verlag Der Sturm befindet sich von **zweiten Januar 1913 Berlin W 9, Potsdamerstraße 134 a**

Der nächste Empfang des Herausgebers ist am 29. Dezember. Wegen Einladungen, die nur persönlich gelten, wende man sich an die Redaktion dieser Zeitschrift

Ständige Ausstellungen
der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Zehnte Ausstellung
Die Neue Sezession

Vom 9. Dezember bis 31. Dezember
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Elfte Ausstellung
G. Münter

Zwölfte Ausstellung
R. Delaunay

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 18

Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde (Hochformat) / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitt [Nummer 131] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Niiinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

Je ein Exemplar ist ständig ausgestellt im Graphischen Kabinett, Kurfürstendamm 33

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für Neue Kunst. Tschechische, fremde und alte Kunst: Literatur, Kunsthistorie, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Musik. Erscheint monatlich (8 Bildbeilagen, 20 Seiten reich illustrierter Text, Musikbeilage). Jährlich M. 12.60 / Prag I / Bellevue / Franzenquai 20

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9 und durch Graphisches Kabinett, J. B. Neumann, Charlottenburg, Kurfürstendamm 33

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Neue Kunst Hans Goltz München, Odeonsplatz 1 / Van Gogh bis Kandinsky / Die Graphische Ausstellung enthält zurzeit Brangwyn / Hodler / Liebermann / Munch / Schmutzer / Slevogt / Zoir / Zorn / und andere / Illustrierter Katalog der ersten Ausstellung 50 Pfennig / Sammler wollen mir ihre Wünsche stets übermitteln / Auswahlsendungen bereitwillig

Der neue Kunstsalon München, Königinstr. 44 Monatlich wechselnde Ausstellungen Moderne Moderne Malerei, Graphik, Plastik, Kunstgewerbe (Expressionisten) Kokoschka / Picasso

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Graphisches Kabinett Buch- und Kunsthandlung / Berlin W 15, Kurfürstendamm 33, Eingang Grolmanstraße / Eckhaus / Fernruf Amt Steinplatz 14297 / Der Inhaber des Graphischen Kabinetts J. B. Neumann eröffnet in der Schillerstraße 6 (am Knie) eine Ausstellung für die neue Malerei. In ihr sollen ausschließlich Werke jüngerer Künstler gezeigt werden

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung / Oktoberausstellung: Alfred Kubin und sein Werk

Reuß und Pollack / Buchhandlung und Antiquariat / Potsdamerstraße 118c. Fernsprecher Amt Lützow 2829 / Graphisches Kabinett der Neuen Sezession / Vorlesungen über moderne und buchgewerbliche Themen / Eintritt frei / Anmeldungen erbeten / Ständige Ausstellung von Luxusausgaben in ausländischer Literatur

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26